

*Berlin*, 4. Nov. Aus dem Kreise der hiesigen Junghegelianer ist ein Werk hervorgegangen und in Leipzig bei Otto Wigand erschienen, das, so sonderbar auch sein Titel wie seine Tendenz klingen mag, doch die höchste Beachtung der Gegenwart verdient. Es heißt: „*Der Einzige und sein Eigenthum von Max Stirner*.“ Die Leser der „*Rheinischen Zeitung*“ werden sich dieses Namens noch entsinnen; Stirner gehörte zu den eifrigsten Mitarbeitern derselben und seine Aufsätze trugen eben so das Gepräge der Schärfe und Gründlichkeit, wie der Leichtigkeit und Gewandtheit. Auch in der damaligen Leipziger „*allgemeinen Zeitung*“ erregten seine Artikel so viel Aufsehen, daß Brockhaus sich dadurch veranlaßt sah, ihm, vor Julius, die Redaction dieser Zeitung anzutragen; Stirner lehnte dies Anerbieten jedoch ab, weil diese Stellung viel zu wenig unabhängig und es vor auszusehen war, daß Hr. Brockhaus bei der ersten ernststen Collision mit der preußischen Regierung seine liberale Tendenz fallen lassen würde.

Trier'sche Zeitung. No. 316/317. Montag/Dienstag, 11/12. November 1844, p. 2/1. Eduard Meyen

\* \* \*

Ludwig Buhl: Der Preß-Proceß.

... Mit §. 151. und der Interpretation des Kammergerichts wird kein Schriftsteller, den man der Aufmerksamkeit würdigt, der Verurtheilung entgehen, weder *G. Julius*, noch der vorsichtige *M. Stirner*, weder der conservative *Huber* noch der Rheinische Beobachter; ich mache mich anheischig, sie alle ohne Ausnahme auf die Festung zu bringen.

*Quelle*: Die Epigonen. Dritter Band. (Otto Wigand) Leipzig 1846.

*Über Stirner*: pp. 182/183

\* \* \*

Acta des Königlichen Polizei-Präsidii  
zu Berlin betreffs Widerlegung  
unwahrer Zeitungsartikel.  
Rep. 30 C Tit. 94 Z Nr. 43 Vol. I (14366)  
Bl. 182-189  
Staatsarchiv [der DDR], Potsdam

<Blatt 184>

Des Königs Majestät haben mich beauftragt, genaue  
Erkundigen <sic> darüber einziehen zu lassen, in wie fern dem  
„Un mariage athée à Berlin“ überschriebenen Artikel in  
dem h. f. v. hier beigefügten Stück der Gazette de France  
vom 21ten Oktober c. irgend ein hier vorgefallenes <1 Wort unleser-  
lich>  
zum Grunde liege. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich demnach  
vertraulich, diese Erkundigungen möglichst sorgfältig  
zu bewirken und mir über das Resultat baldgefällig zu  
berichten.

Berlin, den 31ten Oktober 1846

Eichhorn

<Blatt 185>

Der im Supplément à la Gazette de  
France vom 21ten Oktober 1846 befindliche  
Aufsatz mit der Überschrift: Un mariage  
athée à Berlin, entnommen aus dem  
bekannten Witzblatte: Corsaire-Satan,  
und nur anders ausgestaffiert in der Schrift:  
Berlin von Ernst Dronke /: Theil I.  
Pag:157./ wiederzufinden, bezieht sich auf  
die Trauung des unter dem Schriftsteller-  
Namen: Max Stirner, bekannten Privat-  
Gelehrten und Dr. phil.: Johann Caspar  
Schmidt, jetzt Hirschel Str. No. 14.  
Wohnhaft, mit seiner <1 Wort unleserlich> Frau Marie  
Wilhelmine, geb. Daehnhard. Die Trauung  
Wurde am 21ten Oktober 1843 durch den

Konsistorial Rath Marot in dem Hause N. Friedr.-Str. No. 79 vollzogen, und gab zu jener Zeit zu mancherlei Stadtgesprächen Veranlassung. Es war dies nämlich grade die Zeit wo man von der Existenz eines Vereins „der Freien“ – /:Philalethen:/ wissen wollte, zu dem auch die Gebrüder Bauer gehören sollten, die wiederum bei der hier in Rede stehenden Trauung zugegen waren. Was nun aber, über die Vorgänge bei derselben, sowohl die Gazette de France als auch Dronke in seiner Schrift „Berlin“ bringt, ist <2 Wörter unleserlich>, meist erdacht und so entstellt, daß man an diesen Schilderungen die Schmidtsche Trauung kaum wiedererkennen kann. Der Konsistorial Rath Marot, dem diese Trauung wohl Erinnerung ist, drückt sich über dieselbe dahin aus, daß er sowohl das Brautpaar, als auch die Trauzeugen nicht in der Stimmung und äußeren Haltung gefunden habe, welche der Geistliche bei kirchlichen Acten der Art erwarten könne; dennoch aber wäre nichts vorgekommen, was ihn als Geistlichen hätte berechtigen können die Trauung überhaupt zu verweigern. Der Bräutigam und die Braut, welche Letztere erst wiederholt aus der Küche hätte herbeigerufen werden müssen, wären in ganz gewöhnlichen Hauskleidern gewesen, Kranz und Ringe hätten gefehlt, und obgleich die Ringe, der äußeren Form nach Trauringen ähnlich gesehen, so könnte es doch möglich sein, daß sie aus der Geldbörse entnommen worden wären, da sie, wie er sich zu erinnern glaube, von einem der Trauzeugen hergegeben seien.

Ein Weiteres, bemerkt Herr <1 Zeichen unleserlich>  
Marot ferner, habe er als auffallend,  
und von den gewöhnlichen äußeren  
Formen abweichend, nicht wahrgenom-  
men.

Daß übrigens die verehelichte Schmidt  
Tabact <?>, raucht, und überhaupt die emancipir-  
te Frau affectirt ist bekannt.

Berlin d. 17ten November 1846

<gez. unleserlich>

<Blatt 188>

Berlin, den 18ten Novbr 1846

An

<1 Zeile unleserlich>

Staats-<1 Zeichen unleserlich>Ministers der geist-  
lichen Unterrichts- u. <1 Wort unleserlich>  
Angelegenheiten, Ritters <1 Zeichen unleserlich>  
Herrn Eichhorn

<2 Wörter unleserlich>

Betrifft einen in der Gazette  
de France enthaltenen Arti-  
kel „Un mariage athée à Berlin“

<mehrere Zeichen unleserlich> v. 30n Oktbr c.

No. 2389 <2 Zeichen unleserlich>

Ew. Exzellenz erlaube ich  
mir zur Erledigung des <mehrere  
Wörter unleserlich>

Erlaßes, unter Rückreichung  
des anliegenden Stücks der  
Gazette de France vom 21ten  
Oktober c, den in Abschrift  
angelegenen Bericht des

Polizei<Rest des Wortes unleserlich> <Name unleserlich>  
vom 17ten d. M. ganz ge-

horsamst zu überreichen.

Berlin, <Zeichen unleserlich>

<Unterschrift unleserlich>

<Blatt 182>

An

Den Königl. Polizeipräsidenten

Herrn von Puttkammer

Hochwohlgeboren

Berlin

Nach dem Befehle Sr. Majestät des Königs ist mir von dem Herrn Minister Eichhorn Excellenz aufgetragen worden den Consistorial Rath Marot in Betreff der von ihm <1 Wort unleserlich> Copulation des Privatgelehrten Schmidt mit der Daehnhard, welche in einem in der Gazette de France vom 21. October c. enthaltenen, „un mariage athée“ überschriebenen, scandalösen Artikel besprochen worden ist, die erforderlichen Eröffnungen zu machen.

Mir ist nun von dem in Rede stehenden Vorgang früher nichts bekannt geworden, ich erfahre aber so eben, daß Euer Hochwohlgeboren bei dem Consistorialrath Marot neuerlich bereits Nachfrage nach demselben gehalten haben, und ersuche Sie daher ergebenst, mir gefälligst vertraulich mitzutheilen, was Ihnen von der Sache bekannt ist, auch ob Sie vielleicht die Gazette de France vom 21. October c. besitzen, eventl wie dieselbe auf kürzestem Wege zu erhalten sein möchte.

Potsdam den 16. Dezember 1846.

Der Ober-Präsident der Provinz Brandenburg.

<Unterschrift unleserlich>

*\* Antwort auf demselben Schreiben:*

An  
den Königl. Ober Präsidenten  
der Provinz Brandenburg  
Ritters pp.  
Herrn von Meding  
<1 Wort unleserlich>  
zu Potsdam  
G.K.S.

Ew. Hochwohlgeboren  
beehre ich mich auf  
den geneigten Erlaß  
vom gestrigen Tage  
angelegen sub vot.  
<1 Wort unleserlich> die diesseitigen  
Unterhandlungen über  
die in der Gazette  
de France v. 21. Octbr. c. enthalte-  
nen „un mariage  
athée“ überschrie-  
benen 2 Artikel mit  
dem gehorsamsten Bemerken zu  
überreichen, daß  
die Gazette de France  
hier nur in zweien Exem-  
plaren, nämlich  
für Seine Majestät den König  
und für das Civil Kabinett, erste  
<Beginn separates Beiblatt>  
Abtheilung, gehalten wird und  
daß das fragliche Stück v. 21. Oktbr.  
c., welches mir von dem Herrn  
Minister Eichhorn Exzellenz  
mitgetheilt war, an denselben zurückgereicht worden ist.  
Berlin, d. 17. Dezbr 1846

Der Pol. Präsident  
<Unterschrift unleserlich>

<Blatt 183>

Von wem wird die Gazette de  
France hier gehalten?  
Um geneigte Auskunft bittet

<gez.> Friedrich

<Antwortvermerk:>

Es werden im 4ten Quartal 2 Exemplare der Gazette de France gehalten

1 für Se. Majestät den König  
1 „ das Civil Cabinet erste Abtheilung

<Unterschrift unleserlich>

17  
12 46

<Blatt 189>

Euer Hochwohlgeboren sende ich die mir unterm 17ten v. Mts. u. J. gefälligst mitgetheilten Verhandlungen, in Betreff des in der Gazette de France unter der Ueberschrift „Un mariage athée“ enthaltenen Artikels, beifolgend mit meinem ergebenen Danke zurück.

Potsdam, den 14ten Januar 1847

Der Ober-Präsident der Provinz Brandenburg

<Unterschrift unleserlich>

\* \* \*

Wir finden als die bewegenden Charaktere hier<sup>1</sup> *Bruno Bauer*, *Ludwig Buhl* und *Max Stirner*; alle drei ursprünglich Hegelianer, aber in ihren Anschauungen und Wirkungen auseinanderlaufend, nur einig und einverstanden in jenem famosen Wahlspruche.<sup>2</sup> Dieser Wahlspruch wurde das Gemeingut der ganzen Gesellschaft<sup>3</sup> ... *Max Stirner*, der in seinem ‚Einzigem und sein Eigenthum‘ den Egoismus als das einzige und wahre Princip hinstellt, ist gerade der Gemüthlichste und Bescheidenste, und

---

<sup>1</sup> in der Hippelschen Weinstube.

<sup>2</sup> „Alles Bestehende ist Sch–“.

<sup>3</sup> „Die Freien“.



seine Theorie scheint bei ihm am wenigsten zur Praxis geworden zu sein. ...

*Quelle:* Springer, Robert: Berlin's Strassen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848. (Friedrich Gerhard) Berlin 1850, pp. 230, 234.

\* \* \*

Eduard Wiß: Die elementaren Richtungen der Zeit.

Als *Stirner's* Buch „Der Einzige und sein Eigenthum“ erschienen war, kam mir einer meiner Freunde mit freudefunkelnden Augen entgegen, hielt das Buch empor und rief: „finis philosophiae“, das Ende der Philosophie. Der Mensch, als sophistisches Wesen des Rechtsstaates, als seelisches Wesen der Religion, als Auserwählter der Humanitätsphilosophie, als „übersinnlicher, sinnlicher Freier“, als Kind menschlicher übermenschlicher Mächte, der Genien *Strauß's* und der *menschlichen höheren Mächte Feuerbach's*, dieser Mensch, das sich stets verwandelnde Schattenbild des grübelnden Geistes war verflüchtigt durch einen volltönenden Naturlaut, durch die Stimme eines wirklichen Menschen. Der leibhaftige, der einzelne Mensch, der sich zunächst als *Einzigem* erfaßt, „der Kerl mit Haut und Haaren“ hatte sich wieder gefunden, hatte sich wieder „liebgewonnen“. Was *Bruno Bauer* in seiner chemischen Analyse des religiösen und übersinnlichen Menschen, wie uns ihn die Geschichte überliefert hat, aussprach: „der Mensch ist jetzt erst gefunden“, konnte mit größerem Rechte *Stirner* sagen. Wir fühlten wieder unsere Pulse schlagen, unsere Nerven zucken, unsere Muskeln sich spannen, wir fühlten uns wieder *leibhaftig*.

*Quelle*: Die Republik der Arbeiter. 5. Jg., Wochenblatt. Nr. 12. Gründer und Redakteur: Wilhelm Weitling. New York 1854, p. 90. [Autor: Eduard Wiß]

\* \* \*

Bei Hippel in der Mittelstraße gleich hinter den „Linden“ kneipte in den vierziger Jahren die „absolute Kritik“ und „absolute Freiheit“ der Berliner Literaten in noch ungeschiedener, mostiger Gährung um Bruno *Bauer* und Max *Stirner* herum.

Mir gefiel die ungeschlachte Tyrannei dieses kritischen Absolutisten<sup>1</sup> (der jetzt den feudalen Absolutismus alphabetisch ordnet und als Kreuzzeitungs-Lexikon redigirt) so wenig, daß ich nur selten [267] Abende bei Hippel zubrachte, nachdem ich die Haupthelden kennen gelernt. Von diesen erwähne ich nur noch Max Stirner, Verfasser und Erfinder der Haifischphilosophie: „Der Einzige und sein Eigenthum“, der sein erheirathetes Eigenthum verspielte und verpraßte und endlich selbst verhungerte, dabei aber immer der gutmüthigste und nobelste Mensch gewesen war.

<sup>1</sup>Bruno Bauer

Beta, H[einrich]: Ein deutscher Freihandelsapostel. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, Nr. 17. 1863. *Über Stirner*: pp. 266/267. [pp. 266-270.]

\* \* \*

[79] ... Auch bei Moriz *Rott* sprachen wir<sup>1</sup> vor, bei *Varnhagen*, bei der *Luise Aston* und bei *Max Stirner*, wie sich eben Gelegenheit ergab.

[202] In der Sylvesternacht 1847 nun hatte ich eine ziemlich lange Debauche auf meiner Stube. *Max Stirner*, der Verfasser von „der Einzige und sein Eigenthum“ war auch da, und ich denke desgleichen der „Liederling“ *Hieronymus Thrum*<sup>2</sup>, und der himmellange *Friedrich Saß*, genannt der „Literarchos“.

<sup>1</sup> Kertbeny und Anton Reguly

<sup>2</sup> Thun

Kertbeny, K. M.: *Silhouetten und Reliquien. Erinnerungen an Albach, Bettina, Grafen Louis und Casimir Batthyányi, Bém, Béranger, Delaroche, Haynau, Heine, Petöfi, Schröder-Devrient, Széchényi, Varnhagen, Zschokke u.s.w. II. Band.* (J. L. Kober) Prag 1863. 260 pp., 8. *Über Stirner*: pp. 79, 202.

\* \* \*

Ich machte seine Bekanntschaft und er wurde der allererste Leser meines „Ziska“ in seiner vollständigen Ausführung. Ich war außerordentlich gespannt auf sein Urtheil. Als Stirner mir das Buch zurückbrachte, sagte er:

„Sie hätten den „Ziska“ zu einem komischen Heldengedicht gestalten sollen. Zu einer Art Batrachomyomachie! Die Mythen der christlichen Kirche sind dem Schicksal verfallen, wie die heidnischen. Die Gegensätze vom Papstthum und Protestantismus haben sich so total überlebt, daß ein Gedicht mit diesem Inhalte nur etwa Theologen noch interessiren könnte. Feindschaft gegen die Kirche sollte es nicht mehr geben. Sie ist uns völlig gleichgiltig geworden; gegen überwundene Standpunkte kämpft man nicht mehr. Ja, ich fühle es klar: ein komisches Heldengedicht hätte das werden sollen.“

Dies war das erste Urtheil, das ich über mein Buch vernahm. Es belustigte mich ungemein. „Ja wenn man „der einzige“ ist, kann man nicht wie andere Leute urtheilen!“ erwiderte ich, und damit war die Sache erledigt.

Meissner, Alfred: Geschichte meines Lebens. 2 Bände. Billige Ausgabe. (Karl Prochaska) Wien und Teschen 1885. VIII & 291, VIII & 351 pp., 8. *Über Stirner*: I. Band, pp. 183.

\* \* \*

Noch stiller mag es hergegangen sein, als sie einen Zweiten aus diesem Kreise, und der bedeutendsten Einen, bestatteten. Es war der Dr. Kaspar Schmidt, bekannter unter seinem Schriftstellernamen: *Max Stirner*. Er hatte in Berlin Philosophie studirt, also Hegelsche, und war dann an einer dortigen höheren Lehranstalt angestellt worden. Seine Schüler hatten ihn lieb, weil er sich den Sinn für ihre Jugendllichkeit bewahrt hatte, und dieser Sinn sprach auch deutlich aus dem ersten Buche, das er 1845 veröffentlichte: „Der Einzige und sein Eigenthum“; man hielt es anfangs mit seiner scharfen Absage gegen den Idealismus für eine lustige Verspottung aller Philosophie überhaupt. Auf den Inhalt und die Bedeutung dieses Werkes hier näher einzugehen, liegt nicht in dem Rahmen dieser Erinnerungsblätter, zumal da schon an derselben Stelle (Sonntagsbeilage No. 35 und 36 von 1892) Herr Ola Hansson beides genügend skizzirt hat. Das Buch war aber ein sehr ernstes und trug dem Verfasser auch sehr ernste Folgen ein. Schon daß es „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt“ gewidmet war, erregte starkes Bedenken der Behörden, die es für sehr unpassend für einen Gymnasiallehrer hielten, daß er sich öffentlich eines „Liebchens“ rühmte und da sie den Inhalt als eine bössartige Irrlehre erachteten, in der man leider aus keinem einzelnen Satze eine Schlinge knüpfen konnte, so betreten sie einfach den Disziplinarweg und entfernten ihn aus seiner Stelle. Nun wurde er freier Privatlehrer und sein Liebchen seine Frau. Von dieser Trauung, die im Hause stattfand, ist viel Abenteuerliches gefabelt worden, die einfache Thatsache dabei ist, daß, als bei dem Ringwechsel man erst bemerkte, daß diese vom Goldschmied nicht geschickt worden seien, Bruno Bauer, der als Trauzeuge zugegen war, von seiner gehäkelten Ziehborse die Messingringe herabzog und mit der Bemerkung darbot: „Das hält die Ehe manchmal besser zusammen, als der goldne Trauring“. Und das war ein Prophetenwort.

Von den Wirkungen jenes Buches war nicht viel zu vermerken. Die Fachgelehrten hielten auch hier, wie so oft, das Todschweigen für ein sehr brauchbares Rüstzeug, im Publikum, auf das die natürliche, klare Sprache des Buches hätte Eindruck machen müssen, verschlang das Jahr 1848 alles andere Interesse. Das gar damals vielen bedeutenden Werken, ja ganzen Zweigen der Literatur für lange oder für immer ein Ende gemacht. Erst nach etwa vierzig Jahren ist Max Stirner wieder zum Leben erweckt worden, und zwar, wie das ja auch mit Schopenhauer geschah, durch Ausländer. War es bei diesem eine Edinburger Zeitschrift, die ihn wieder entdeckte, so war es

bei Stirner ebenfalls ein Sohn des philosophischsten aller Völker, ein Schotte, Herr John Henry Mackay, der den unbekannt und verschollenen deutschen Schriftsteller wieder auffand und ihm nachspürte. Seine mühsamen Forschungen haben, so viel wir wissen, nur ein dürftiges Ergebnis gehabt, der literarische Nachlaß Stirners ist in die Hände eines andern Schriftstellers gerathen und bei dessen plötzlichem Tode, wie es scheint, ganz verloren gegangen.

Aber ein Resultat hat diese erneute Behandlung doch gehabt, sie hat gezeigt, daß die Nachwirkungen Stirners, wenn auch in der Tiefe, sich bis auf die Gegenwart erstreckt haben. Herr Ola Hansson hat bereits in dem oben erwähnten Aufsätze darauf hingedeutet, daß die letzten Werke Nietzsches in ihrem innersten Grunde einen, wenn auch durchaus entartenden Einfluß Stirners verrathen. Nur daß, was bei dem Einen ein freies Vorschreiten predigte, bei dem Andern zum beschränkenden Rückschreiten wurde. Hier der Egoismus als fördernde Triebfeder für Alle, dort als Privilegium für einzelne vom Zufall Begünstigte. Ein zweiter Einfluß, und diesmal ein nachweislich direkter, findet sich bei dem revolutionären Russen Bakunin und dessen Lehre vom Anarchismus. Obwohl Bakunin seine Theorien niemals in ein förmliches System gebracht hat, sind doch einige seiner Sätze wie aus Stirner entlehnt. Und thatsächlich hat auch Bakunin, als er in Berlin studirte, mit Stirner näheren Umgang gehabt, hat auch wiederholt die Zusammenkünfte der „Freien“ besucht und noch nach Jahrzehnten, beim Berner Friedenskongreß, galt seine angelegentliche Nachfrage den späteren Lebensschicksalen unseres Philosophen.

Die Ehe Stirners war eine sehr glückliche gewesen, denn die feinbesaitete Frau liebte ihren Mann, verstand sein Streben und hoffte. Aber in den jungen Hausstand schlich sich die Sorge ein, es fehlte an Beschäftigung, da in der Reaktionszeit Stirners Name als schwarz angestrichen galt, wieder und wieder mangelte es am Nothwendigsten. Da faßte die muthige Frau einen Entschluß, so schwer und so ideal rein, wie nur einstmals der von Charlotte Stieglitz gefaßte, sie trat vor den Mann und sagte ihm: „Meine Gegenwart macht dir Sorge und lähmt deine Arbeitskraft, der Unterhalt reicht für uns Beide nicht hin. Ich finde hier keine passende Beschäftigung, ich habe sie in England gefunden, ich bin dorthin an ein Erziehungsinstitut als Lehrerin berufen. An unserer Liebe ändert das nichts, ich bin und ich bleibe deine Frau und die Sehnsucht nach mir wird deine Arbeitskraft stählen. Die Unterhaltssorge wird dir nun

viel leichter und wenn es dir glückt, eine feste Stellung zu erringen, so rufe mich, und ich komme zurück.“ Er wird sie wohl traurig angeblickt haben, aber er widersprach nicht, denn er fühlte, daß sie Recht habe und vertraute ihr. So ging sie. Von da an war er seltener zu sehen, er arbeitete mit großem Eifer. Bald waren die ersten beiden Bände eines groß angelegten Werkes, einer „Geschichte der Reaktion“ druckfertig. Der erste Band behandelte das Entstehen der Reaktion im Gegensatze zu den Grundsätzen der französischen Revolution und charakterisirte die Hauptträger dieser neuen Lehre in England, Frankreich und Deutschland, Edmund Burke, den älteren Comte und Rehberg. Aber schon im zweiten Bande hastete er, er merkte wohl, daß sich für eine in der Entstehung begriffene Bewegung noch kein festes, zusammenhängendes System aufstellen lasse, er übersprang Haller, Maistre und Gentz, um bis zu dem Jahre 1848 zu gelangen, und von da ab die Erscheinungen der Reaktion in Preußen in einfacher Zeitfolge zu behandeln. Das hätte allerdings, da dieser Band nur bis 1850 reichte, noch eine stattliche Reihe weiterer Bände vorausgesetzt, aber mochte er nun den Muth verloren haben zu der im Plane mißglückten Arbeit oder hatte der Verleger von dem Erfolge mehr erwartet, genug, das Werk stand still. Es ist heute noch sehr lesenswerth, da man noch immer die Reaktion nur nach ihren einzelnen Erscheinungen, nicht als ein abgeschlossenes, von einem Prinzipe beherrschtes Thun zu beurtheilen pflegt, aber das Buch ist in sehr trockenem Stile geschrieben und hört da auf, wo es die deutschen Leser in stärkerer Weise interessiren könnte. Es fehlte eben die belebende Theilnahme einer gebildeten Lebensgefährtin und das mag er in seinen Briefen nach England oft genug ausgedrückt haben, ohne doch von gebesserten Umständen schreiben und um die Rückkehr der Frau bitten zu können. Sie empfand es wohl zuerst, daß diese Lage unerträglich werde und eine Entscheidung fordere. Als fünf Jahre nach ihrer Trennung sich in London unter Führung des aus dem Berliner Zeughaussturm bekannten Lieutenants Teschow eine kleine Schaar von deutschen Ausgewanderten zusammen that, die ihr Glück in Australien versuchen wollte, schrieb die Frau Stirners an ihren Gatten, daß sie sich dieser Reise anschließen werde, da ihr jede Hoffnung auf eine deutsche Zukunft verloren gegangen sei. Sie glaube, daß er einwilligen werde und bitte ihn, um auch seinerseits zu einem definitiven Abschluß zu kommen, daß er die Scheidung einleite. Er hat das gethan und die Frau ist abgereist. Welches Schicksal ihr ferner beschieden gewesen, ist nicht bekannt, als



Teschow vor einigen Jahren als Greis noch einen Besuch in Europa machte, hat man ihn, der wohl über das Ergehen seiner Gefährtin Auskunft hätte geben können, nicht darum befragt.

Stirner stand nun allein in der Welt, wie das der richtige Standpunkt für den Grundstein seiner Weltanschauung, den Egoismus hätte sein müssen. Aber was war aus diesem fröhlichen Uebermuth geworden? Nur der Rest eines gar traurig zerbrochenen Dualismus war ihm geblieben und eine trostlose Sehnsucht nach Ergänzung seines früheren Seins. Er lebte fortan ganz einsam, man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirthshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte; die einstigen Freunde mied er fast immer. Er ist in Armuth gestorben, und als Mackay vor einigen Jahren nach seinem Grabe suchte, konnte dieses anfänglich nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden.

Weiß, Guido: Die „Freien“. In: Vossische Zeitung. No. 293, 295, 297, 299, 301. Berlin, 25.-30. Juni 1896. *Über Stirner*: No.299.

\* \* \*

Es ist überhaupt auffallend, wie gering die Zahl derjenigen war, die, obgleich sie vor 1848 als Führer der litterarischen Opposition die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten und als kommende Männer angesehen wurden, im Revolutionsjahre sich in irgend welcher Weise hervorthaten. Ich erinnere an Bruno Bauer, an Max Stirner und den Kreis lärmender Persönlichkeiten in ihrer Umgebung, die durch ihren offenen Umgang mit emanzipierten Weibern die Blicke auf sich zogen.

Born, Stephan: Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Mit dem Bildnis des Verfassers. (Georg Heinrich Reimer) Leipzig 1898. VIII & 295 pp. *Über Stirner*: p. 26.

\* \* \*

... Einer der Stillsten, der aber in der Gegenwart wieder von den Todten auferweckt, eine weiterreichende geistige Wirksamkeit ausübt, war Dr. Kaspar Schmidt, der unter dem Pseudonym Max Stirner das Werk „Der Einzige und sein Eigenthum“ herausgegeben hatte. Er war Lehrer an verschiedenen Berliner Unterrichtsanstalten gewesen und hatte sich zur Ruhe gesetzt; seine letzte Thätigkeit an einer Privattöcherschule genügte ihm nicht. Mit seiner Gattin, Marie Daenhard, die den Kneipnamen Marius Daenhardius führte, war er häufig in der Gesellschaft der Bauer; sie trank Bier, rauchte Cigarren und war wie die anderen Damen dieser Gesellschaft gefeit und gepanzert gegen die schlimmsten Waffen des Cynismus. Darin bestand aber ihre ganze Emancipation. Im übrigen machte das Schmidt'sche Ehepaar den Eindruck einer soliden bürgerlichen Ehe; [173] da war von etwas Demimonderischem in keiner Weise die Rede. Ich besuchte sie auch öfter in ihrer Wohnung und wurde der Vertraute ihrer Privatangelegenheiten und finanziellen Speculationen. Da hatten sie ihr kleines Vermögen gleichsam in Ziegenmilch angelegt und einen kleinen Stall mit solchen Milchspenderinnen angefüllt. Um das Befinden dieser Damen, von denen manche bei der Stallfütterung nicht recht gedeihen wollten, drehte sich oft die Unterhaltung; denn sie waren ein „Eigenthum“ des „Einzigen“, das diesem oft viele Sorgen machte. Auch ging ich öfter mit Marius Daenhardius und dem Einzigen im Thiergarten spazieren, nicht ohne mit ihm über einige seiner kühnsten Paradoxen zu rechten. Das Buch hatte damals viel Aufsehen gemacht, war längere Zeit verschollen, hat aber jetzt neue Jünger und Herausgeber gefunden. Das ist wohl begreiflich, denn Stirner berührt sich oft in auffallender Weise mit dem geistsprühenden Originaldenker, der einen Theil unserer Jugend für sich erobert hat, mit Nietzsche. Sieht man genauer hin, so wird man in dem „Uebermenschlichen“ Nietzsche's den „Einzigen“ Stirner's wohl erkennen können, welcher „der sterbliche Schöpfer seiner“ sich trotzig gegen die höheren absoluten Mächte wehrt, deren Reich ihm ein Reich der Gespenster ist. Wenn Nietzsche's „Uebermensch“ jenseits von gut und böse steht, so steht der „Einzige“ Stirner's diesseits von gut und böse, und die Ethik ist für beide eine preisgegebene Provinz. Nur in der Form ist Stirner systematisch, während Nietzsche aphoristisch ist. Im ganzen ist es dem Einzigen mit seinem Eigenthum schlecht ergangen: er mochte den Weltgenuß noch so sehr als Selbstgenuß hinstellen, er ist zu beiden wenig gekommen, und auch Marius

Daenhardius hat sich, wie ich aus einem späteren Brief erfuhr, mühsam durchs Leben schlagen müssen.

Gottschall, Rudolf v.: Aus meiner Jugend. Erinnerungen. (Gebrüder Paetel) Berlin 1898. 370 pp., gr. 8. *Über Stirner*: pp. 172/173.

\* \* \*

... daß Faucher seinerseits wiederum Beziehungen zu einer tollsten Zigeunersippe hatte, die den Namen der „Sieben Weisen aus dem Hippelschen Keller“ führte, und zu der unter anderem Bruno Bauer, Max Stirner und Leutnant Techow gehörten.

Heimann, Moritz: Autobiographisches von Theodor Fontane [Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. (Fontane & Co.) Berlin 1898.] [Rezension]. *In*: Neue Deutsche Rundschau (Freie Bühne). IX. Jg. 3./4. Quartal. (S. Fischer Verlag) Berlin 1898. *Über Stirner*: p. 964.

\* \* \*

[263] ... [Bauers] Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die niemand, der ihn nur oberflächlich [264] kannte, in ihm vermutet haben würde, bekundete sich besonders in seinem Verhalten zu den wenigen Menschen, für die er wahre Zuneigung oder Liebe hegte. Der eine derselben war sein alter, verwitweter Vater ... Der andere war Max Stirner, ein einsamer, weltverachtender, mutiger, tief- und scharfsinniger Denker, wie Bruno, der in den vierziger Jahren mit seinem sozialphilosophischen Werk: „Der Einzige und sein Eigentum“ der ersten, reifen Frucht dieses ganz eigenartigen Denkens, die gebildete Welt und nicht zum wenigsten auch diejenigen, welche es nie gelesen oder doch nie verstanden hatten, in heftige Aufregung versetzt hatte, seitdem aber fast gänzlich verstummt war. – An einem der letzten Junitage des Jahres 1856 kam Bauer mit einer Bitte um einen Freundschaftsdienst zu mir. Max Stirner sei gestern gestorben. Es läge ihm viel daran, ein Bild, eine Zeichnung des Toten von mir zu erhalten. Ob ich hingehen [265] und eine solche für ihn ausführen wolle. Mich für die Arbeit und die Zeit zu entschädigen, zu honorieren, vermöge er freilich nicht. Natürlich bat ich ihn, über diesen Punkt kein Wort zu verlieren und erfüllte ihm seinen Wunsch mit um so größerer Freude, als der Kopf seines toten Freundes, in seiner charaktervollen Formation, in welcher sich die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte, mir als ein höchst interessanter und zeichnenswerter Gegenstand erschien. Bauers Freude an der fertigen Zeichnung und seine Erkenntlichkeit äußerte sich in seiner knappen, wortkargen Weise, in der sich doch eine mir sehr wohlthuende Wärme unverkennbar kundgab. –

Noch zweimal in den nächsten Jahren sah ich Bauer veranlaßt, mich um ganz ähnliche Gefälligkeiten zu ersuchen ... [266] Ob ich ihm, Bruno, den gleichen Dienst wie damals nach Max Stirners Tode erweisen und nun auch den Kopf seines Vaters für ihn zeichnen wolle...

Pietsch, Ludwig: Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den Fünfziger Jahren. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. (F. Fontane & Co.) Berlin 1898. 407 pp., gr. 8. *Über Stirner*: pp. 263-266.

\* \* \*

Die Antworten wurden auf Englisch offenbar einer dritten Person diktiert und sind hier ins Deutsche übersetzt.

Zur gütigen Beantwortung

1. – Sie kamen im Jahre 1843 zuerst nach Berlin, nicht wahr? – Im Alter von 20 Jahren?

A.: weiß das Alter nicht. Sie ist schon vorher in Berlin gewesen.

2. – Lernten Sie Stirner im Kreise der „Freien“ bei Hippel kennen oder wurden Sie erst später durch ihn dort eingeführt?

A.: Sie hat Stirners Bekanntschaft im Kreise von Freunden im Hause von Dr. Zabel gemacht. Was aus jenen ehrenwerten Leuten [offenbar die „Freien“] geworden ist, weiß sie nicht.

1. Die Heirat fand am 21. Oktober 1843 in der Wohnung Stirners, Neu Cölln, am Wasser 23, statt, nicht wahr? – Wer war an Trauzeugen und Gästen noch anwesend außer Bruno und Edgar Bauer, Ludwig Buhl und Wilhelm Jordan?

A.: weiß nicht, wann die Hochzeit stattfand. Eine junge englische Dame und Assessor Kochius waren noch da.

4. – Wollen Sie die Geschichte mit dem Wechseln der Ringe feststellen?

A.: weiß überhaupt nichts von einer „Geschichte mit Ringen“.

5.– Ihr Vermögen soll nach den Angaben der einen 10.000, nach anderen Angaben 30.000 Taler betragen haben. Ich stelle diese Frage einzig und allein, weil diese Mitteilungen öffentlich gewesen sind.

A.: [nicht beantwortet]

6.– War Ihre Ehe keine glückliche? – Nach außen hin machte sie auf alle einen solchen Eindruck, und wiederholt wurde betont, daß Sie sich so geliebt haben sollen, daß es nie zu einem bösen Wort gekommen sein soll.

A.: [nicht beantwortet]

7. – Wie verschwendete Stirner Ihr Vermögen, da Sie beide doch sehr einfach gelebt haben sollen? – Wurde sein Buch auf seine Kosten gedruckt? – War die Schuld Bruno Bauers an Sie nicht eine hohe?

A.: Herr B. Bauer hat seine Schulden bezahlt.

Sie wird noch immer sehr ärgerlich, wenn sie daran denkt, wie ein gebildeter Mann das volle Vertrauen, das eine schwache Frau in ihn hatte, so zu seinem Vorteil ausnutzen konnte. Deshalb zog sie sich damals zurück und konnte ihn nicht mehr respektieren. Sie weiß nur, daß er Schulden hatte, die er wahrscheinlich trotz allem nie beglichen hat. Kurz bevor sie nach England ging, hat sie ihm noch die Fingerringe abgenommen.

8. – Wann verließen Sie Berlin?

A.: vergessen.

9. – Die Trennung erfolgte auf Ihren Vorschlag. War es nicht ein gütliches Auseinandergehen mit der Absicht der Wiedervereinigung unter besseren Umständen?

A.: Nicht von ihrer Seite aus, denn sie sei ein moralischer Mensch, verdiene ihr Brot selbst und sei nicht so raffiniert wie Stirner, der von Schulden lebte und zu faul war, für sie zu arbeiten.

10. – Wie lange korrespondierten Sie noch miteinander? – Sind die Briefe noch erhalten?

A.: hat's vergessen.

11. – Wann erfolgte die Scheidung? – Wurde sie in Berlin vollzogen?

A.: vergessen.

12. – Stirner war noch an der Gropius'schen Töchterschule, als er Sie heiratete. Trat er aus infolge seines Buches? – War er je Gymnasiallehrer?

A.: Sie hat ihn gebeten, dort zu bleiben, weil dies eine kleine Hilfe war, aber er war zu stolz und zu faul dazu.

13. – Welche seiner Verwandten standen ihm am nächsten? – Seine Mutter überlebte ihn? – War sie in Berlin? – Was für eine Frau war sie? – War sie wirklich geisteskrank?

A.: Sie [M. D.] kannte niemanden aus seiner Verwandtschaft. Sie glaubt nicht, daß seine Mutter, die er als „geisteskrank“ bezeichnete, in Berlin lebte.

14. – Erschien je ein Bild Stirners in einer Zeitung, dessen Sie sich erinnern? – Ist die beiliegende Skizze [vermutlich die von Engels] einigermaßen ähnlich? – Existiert ein Bild noch? – Sind Sie im Besitze eines solchen?

A.: [... unleserlich ...] Die Skizze hat keine Ähnlichkeit mit ihm.

15. – Wer war Stirners bester Freund? – Bruno Bauer? – Edgar Bauer? – Ludwig Buhl? – E. Meyen? – Albert Fränkel? – Eduard Saß? – Hatte er überhaupt intime Freunde? – Es wird bezweifelt.

A.: war zu egozentrisch, um wahre Freunde zu haben.

15. – Kannten Sie Arthur Müller? – Er muß zu Stirners letzten Bekanntschaften noch gehört haben. Lebt er noch?

A.: kennt ihn nicht.

17. – In wessen Hände mögen seine Papiere gekommen sein?

A.: sie weiß es nicht.

18. – An wen könnte ich mich wenden, um noch Aufschlüsse für meine Arbeit zu erhalten?

A.: Wenn Dr. Zabel noch leben sollte, könnte er etwas wissen.



19. – Ist folgende Personalbeschreibung Stirners richtig? – Mittelgroß – blond – „wie ein höherer Lehrer“ – silberne Brille – sanfter Blick aus blauen Augen – stets saubere, einfache Kleidung – unauffällig in jeder Beziehung.

A.: Er sah aus wie ein „Dandy“, wie jemand, der durch ein gefälliges Äußeres sein Inneres verbergen möchte.

20. – Ist folgende Beschreibung seines Charakters richtig? Zurückhaltend in jeder Beziehung – leidenschaftslos in jeder Beziehung – kein Trinker – kein Raucher [M. D.: er rauchte den ganzen Tag] – innerlich überlegen [M. D.: eher sehr gerissen] – passiv bis zur Gleichgültigkeit – durchaus vornehm in der Gesinnung – kein Klat-scher – kein Debatteur – nie roh, nie zynisch – sehr freundlich, aber schwer zugänglich im Umgang.

A.: [keine, bis auf die Anmerkungen in eckigen Klammern]

21. – Hat Stirner je eine Andeutung gemacht, aus der hätte hervorgehen können, daß seine Arbeit eine Satire sei?

A.: nicht ihr gegenüber.

22.– [fehlt]

23. – Welche literarischen Quellen endlich könnten mir noch Aufschluß geben über Stirners Wirksamkeit? – Für welche Zeitungen schrieb er? – In welchen Büchern ist er erwähnt?

Zeitschriften: [keine Angabe]

Bücher: kann sie leider nicht sagen; er übersetzte ein Buch von Adam Smith zu ihrer Zeit, aber sie weiß nicht, ob er damit fertig wurde.

[1898]

\* \* \*

[331] Den Philologen, nicht bloss den Mimen, „flieht die Nachwelt keine Kränze“. Es ist äusserst selten, dass der Name eines Gymnasiallehrers, falls er nicht etwa durch wissenschaftliche, über den Bereich des Durchschnitts weithinausgehende Arbeiten oder durch aussergewöhnliche pädagogische Leistungen sich einen Namen gemacht hat, in der Nachwelt fortlebt. Am öffentlichen Leben nehmen die höheren Lehrer im Vergleich zu anderen akademischen Berufsarten, namentlich den Juristen, verhältnismässig geringen Anteil. Deshalb kennt das grosse Publikum nur wenige Philologen von Ruf und Bedeutung. Das Interesse der Eltern für den Lehrerstand, sowohl den niederen wie den höheren, erlischt in dem Moment, wo die Kinder die Schule, die meist als notwendiges Uebel betrachtet wird, verlassen, sei es Volks- oder Realschule, humanistisches oder Realgymnasium. Die Dankbarkeit der Schüler, von der bei Schuljubiläen so viel die Rede ist, äussert sich im Alltagsleben in den seltensten Fällen. Meist haben die ehemaligen Zöglinge von der Pflanzstätte, der sie ihre Erziehung und die Grundlage ihrer Geistesbildung verdanken, nur die Originale und komischen Käuze in Erinnerung, von denen man bei Gelegenheit, wenn der Gang der Unterhaltung es so mit bringt, Schnurren zum besten gibt. Die Erinnerung an die Schule gipfelt somit in Schulanekdoten. Selbstverständlich wird durch dieses typische Verhältnis im allgemeinen das Ansehen des höheren Lehrstandes nicht erhöht. Allerdings ist die Anzahl der Männer nicht gering, die aus dem höheren Lehrstande, – man braucht nur an Spielhagen zu [332] denken – hervorgegangen, als Schriftsteller von Ruf sich allgemeiner Wertschätzung erfreuen. Dass aber ein Philologe, bei Lebzeiten kaum gekannt, einige Dezennien nach seinem Tode zu allgemeiner Anerkennung gelangt, dieser ganz vereinzelte Fall liegt bei *Max Stirner* vor, dessen *hundertjähriger Geburtstag* auf den 25. Oktober fällt.

Max Stirner, der nie in seinem Leben krank war und bei seiner eiseren Gesundheit 100 Jahre alt zu werden hoffte, hat nur ein Alter von knapp 50 Jahren erreicht; er starb plötzlich infolge des Stiches einer giftigen Fliege. Anlässlich der 50. Wiederkehr seines Todestages am 25. Juni d. J. hat sich zur Ehrung seines Andenkens eine derartige Hochflut von Gedenktagentiteln im deutschen Blätterwald ergossen, dass bei dieser Gelegenheit an einem Tage mehr über ihn veröffentlicht wurde als während seines ganzen Lebens. Von seinem Ableben nahmen nur einige wenige Berliner Blätter und noch dazu verspätet mit einigen dürftigen Bemerkungen Notiz. Ueber sein Hauptwerk

„Der Einzige und sein Eigentum“ erschienen verschiedentlich eingehende Rezensionen, so aus der Feder des Philosophen Ludwig Feuerbach, es geriet jedoch bereits ein[ige] Jahr[e] nach seinem Erscheinen (1844) infolge der Ereignisse des „tollen Jahres“, die jegliches literarisches Interesse in den Hintergrund drängten, in Vergessenheit. Die allgemeine Aufmerksamkeit vor etwa 15 Jahren wieder darauf gelenkt zu haben, ist das unbestrittene Verdienst des schottisch-deutschen Schriftstellers, der mit Bienenfleiss alles auf Stirner bezügliche sammelte und noch sammelt, John Henry Mackay. Wie man sich auch zu Stirners philosophischen Theorien stellen mag, der ungeachtet seiner Verherrlichung des äussersten Individualismus kein Bomben werfender Anarchist, kein Mann der „Propaganda der Tat“ war, so ist es zweifellos, dass er als Vorläufer, wenngleich von diesem nicht gekannt, des jüngsten Modephilosophen Nietzsche zu betrachten ist. Zugleich mit der Veröffentlichung seines Lebenswerkes nahm Stirner in Konsequenz der von ihm entwickelten Anschauungen seine Entlassung aus dem höheren Schuldienst. Der anspruchslöse Mann lebte von da an bis zu seinem frühzeitigen Ende in äusserster Dürftigkeit, die er mit der Gemütsruhe eines echten Weltweisen ertrug.

Was seinen Studiengang anbelangt, so hat Max Stirner, der mit eigentlichem Namen Kaspar Schmidt hiess – sein Pseudonym nahm er nach seiner hohen Stirn, deretwegen er als Schüler öfters gehänselt wurde, an – abgesehen von einem Erlanger Semester, ausschliesslich an der Berliner Universität seinen auf die höhere Lehrerkarriere gerichteten philologischen Studien obgelegen. Er studierte ziemlich lange von 1826-1834, da er infolge misslicher materieller und Familienverhältnisse sich seinen Lebensunterhalt durch Stundengeben selbst verdienen musste. Am 2. Juni 1834 meldete er sich bei der Kgl. Wissenschaftlichen Prüfungskommission zum Examen pro facultate docendi unter Beifügung seiner Schul- und Universitätszeugnisse sowie eines Curriculum vitae in lateinischer Sprache. In nicht weniger als 5 Fächern verlangte er die Prüfung zum Unterricht in den oberen Gymnasialklassen, nämlich in den alten Sprachen, in Deutsch, in Geschichte, in Philosophie und endlich in Religion, ausserdem in den übrigen Gegenständen auch für die unteren – eine selbst für die damalige Zeit ungewöhnliche Forderung, die ebenso wohl von des Bewerbers Selbstvertrauen, wie von dem Umfang seiner Kenntnisse beredetes Zeugnis ablegte.

Es wurden ihm zunächst zwei schriftliche Arbeiten aufgetragen, die erste „eine lateinische Uebersetzung nebst grammatischem und exegetischem Kommentar über Thucydides VII 78-87“ und die zweite über „Schulgesetze“; zugleich wurden ihm für die zu haltenden Probelektionen Horaz epist. I, 14 und über „Huss und die Hussiten“ angekündigt. Als Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten waren sechs bis acht Wochen gegeben. Aber der Kandidat vermochte diese Frist nicht inne zu halten. Im August kam plötzlich seine geisteskranke Mutter nach Berlin, und ihre Pflege nahm die ganze Zeit des zärtlichen Sohnes in Anspruch, so dass er um eine Nachfrist von 4 Wochen einkommen musste, die ihm auch gewährt wurde. Erst gegen Ende des Jahres, am 29. November, reicht er die Arbeiten ein. Wegen eigener Unpässlichkeit bittet er, die Probelektionen und das mündliche Examen bis nach Neujahr zu verlegen, was ihm auch gewährt wird; die Prüfung im Mündlichen wurde sogar bis zum Frühjahr des nächsten Jahres hinausgeschoben.

Die Arbeiten, die Schmidt-Stirner lieferte, waren sehr umfangreich. Die Uebersetzung aus Thucydides umfasste 16, der Kommentar dazu 23 Seiten, die Arbeit über *Schulgesetze* deren 22. Da die letztere gegenüber den ersteren, die doch nur ein bedingtes Interesse in Anspruch nehmen kann, selbstgebildete Gedanken und Anschauungen enthält, wollen wir im folgenden ihren Inhalt kurz skizzieren:

Vom Wesen der Gesetze ausgehend, sagt der junge Denker: „Alles Gesetz nämlich ist weder willkürlich noch zufällig, sondern in [333] der Natur des Gegenstandes, für welchen es gilt, begründet und gleichsam eingehüllt. Denn jegliches Seiende, sei es in der Welt der Erscheinungen oder des Geistes, ist, wie es sich als ein einfaches in dieser oder jener Gestalt darstellt, so auch nur eben darum ein in sich erfülltes, inhaltreiches, durch Unterschiede, in die es sich innerhalb seiner selbst zersetzt, mannigfach geteiltes. Werden diese Unterschiede aufgehoben und wird an ihnen gezeigt, wie und in welcher Beziehung und durch welche Art der Verschmelzung sie zu jener Einfachheit des Gegenstandes notwendig gehören, so liegt in diesen Auseinandersetzungen der Gegenstand selbst so vor, wie er in seiner gehalts- und unterschiedsreichen Einheit gesetzt ist, und sie selber geben, wie sie der auseinandergesetzte Gegenstand sind, so diesen in seinen Auseinandersetzungen oder Gesetzen. Kein Gesetz, geht hieraus hervor, ist dem Gegenstande von aussen gegeben; die Gesetze der Schwere sind der auseinandergesetzte Inhalt der Schwere selber. Schulgesetze sind demnach – und damit kommt er auf das eigentli-

che Thema – der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes der Schüler. Die Deutung dieses Begriffes macht den Inhalt der Arbeit aus. Denn die Aufstellung von Schulgesetzen bei seiner geringen Erfahrung auch nur zu versuchen, widerstrebe seiner Bescheidenheit, – bemerkt er im Schlusssatze seiner Arbeit, ob im Ernst oder mit köstlicher Ironie, müssen wir dahingestellt sein lassen. Was den Begriff des *Schülers* anlangt, so wird er in streng induktiver Weise gewonnen, ausgehend vom ersten Kindesalter, dem Stadium des Isoliertseins, des reinen Für sich Seins, fortschreitend zu dem gegenständlichen Sein, wo das Kind sich von der Umgebung unterscheidet und sich der Dinge im Spielen zu bemächtigen sucht. Jetzt folgt die wichtigste Periode, die Entstehung des Ich, des Selbstbewusstseins und der Unterscheidung von anderen Ichen, der Verkehr mit diesen, d. h. das Mitteilen, Aufgeben und Entfalten seines eigenen Ichs gegenüber diesen und das Lernen von ihnen. Das Kind wird zum Schüler. Der Lehrer ist ihm der Inbegriff der Vollkommenheit. Ihn sucht es zu verstehen, um überhaupt zum Verstand zu kommen.

Auch diese Periode der *Verständigkeit* findet ihren Abschluss und geht über in die Periode der *Vernünftigkeit*, die nach dem *Universitätsleben* ihren Anfang nimmt. „Die Universität heisst doch nur in sehr uneigentlichem Sinne Hochschule. Statt des Lehrers stellt sich hier die Wissenschaft selbst in ihrer reinen Gestalt dem Ich als Auge dar, und ihr Gebiet ist die Freiheit“.

Die Aufgabe des Lehrers, der Schule und ihrer Gesetze werden in prägnanten Sätzen zum Ausdruck gebracht, immer aber nur abgeleitet aus der Natur des Schülers als des Gegenstandes, für den sie gelten, in dessen Wesen sie begründet sind.

Das *mündliche Examen* fand am 24. und 25. April 1835, einem Freitag und Sonnabend, statt. Die *Prüfungskommission* setzte sich zusammen aus Adolf *Trendelenburg*, der vor kurzem Professor an der Berliner Universität geworden war, aus August *Meineke*, dem bekannten Philologen und Textkritiker, damals Direktor des Joachimsthalschen Gymnasium und aus Friedr. *Strehlke*, Professor am Kgl. Realgymnasium. Ausserdem war noch Dr. Agathon *Benary*, damals Oberlehrer für klassische Sprachen am Köllnischen Gymnasium, in der Kommission, deren Vorsitz *Lange* führte.

Die beiden *Probelectionen* hatten schon vorher, Anfang April, stattgefunden. Am 4. April hatte Stirner in der Prima des Joachimsthalschen Gymn. die historische über Huss und die Hussiten und wahrscheinlich an demselben Tage und an derselben Stelle diejenige über

Horaz abgehalten; eine dritte wurde dem Vielgeplagten (examinatus paene exanimatus) noch während der mündlichen Prüfung aufgegeben. Sie fand in der Sekunda des Köllnischen Realgymnasiums über „Begriff und Gebrauch der deutschen Konjunktionen“ statt. Das Urteil ist mit dem über die einzelnen Prüfungsfächer verbunden und wird weiter unten mitgeteilt.

An dem ersten Tage, an dem Stirner in 6 Examen stieg, prüfte ihn Meineke in Religion und in Hebräisch, Trendelenburg in Geschichte und Geographie. Besonders des letzteren Urteil erweckte die günstigsten Aussichten. Indem Trendelenburg „die recht sicheren Urteile und Kenntnisse der einzelnen zur Sprache gebrachten Gegenstände als auch die anschauliche Uebersicht allgemeiner Verhältnisse“ anerkannte und hinzufügte, dass Schmidt auch in der geschichtlichen Probelektion über Huss und die Hussiten „eine gute Gabe des Vortrages“ an den Tag gelegt habe, kommt er zu dem Resultate, dass er zweifellos den historischen und geographischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines Gymnasiums mit Erfolg erteilen könne, und fügt hinzu, dass er überhaupt ein sehr brauchbarer Geschichtslehrer werden könne, wenn er sich noch anhaltender und gründlicher mit den Quellen der Geschichte beschäftige. Ueber die historische Probelektion fügte er ausserdem noch folgendes Urteil hinzu: „Der Kandidat ging in eine Unterredung mit den Schülern nicht ein, [334] sondern beschränkte sich auf einen zusammenhängenden Vortrag, der in Form und Inhalt sehr gelungen war. Der Fluss der Rede, den man zu bewundern Gelegenheit hatte, überschlug sich fast selbst.“

Aber auch Meineke wird der Begabung des Kandidaten gerecht. Er bezeugt dessen Vertrautheit mit dem allgemeinen Inhalt der biblischen Schriften, die Leichtigkeit in der Uebersetzung eines vorgelegten neutestamentarischen Textes (Kor. I, 13) und die Beschäftigung mit der christlichen Glaubenslehre sowie mit der Kirchengeschichte und glaubt, obwohl ihm der Unterricht in der Religion vorläufig nur für die unteren und mittleren Klassen mit Einschluss der Obertertia anvertraut werden könne, doch, dass es ihm bei seiner sonstigen Tüchtigkeit und spekulativen Fähigkeit leicht fallen dürfte, mit sicherem Erfolg auch in den oberen Gymnasialklassen zu unterrichten, falls er sich nur hier und da noch mit dem Gegenstande näher beschäftigen wollte. Dagegen zeigte der Geprüfte im Hebräischen nur geringe Kenntnisse, da er kaum den Text zu lesen im Stande war.

Der folgende, zweite Tag begann mit einer Prüfung Strehlkes in der Mathematik, des Kandidaten schwacher Seite, der hier fast nur auf die verblassten Spuren in der Schule erworbener Kenntnisse zurückreichen konnte und darum unterlag. Da der Mathematiker Strehlke zugleich im Deutschen prüfte, warf dieses ungünstige Resultat naturgemäss seinen Schatten zugleich auf die Prüfung in dem andern Fach. Wider Erwarten fiel auch die Prüfung in der Philosophie, die Trendelenburg leitete, nicht in dem vorausgesetzten günstigen Sinne aus. Bei dem Examinator hatte des Prüflings Arbeit über Schulgesetze einen nicht unbedeutenden Eindruck hinterlassen, denn er hatte über sie gesagt: „Der Verfasser versucht eine Deduktion aus dem Begriffe, worin der Einfluss der neuesten Philosophie nicht zu verkennen ist. Er hat sich sicherlich an eine stufenweise Entwicklung und strenge Ableitung der Gedanken gewöhnt, wenn auch die Begriffe durch die etwas gezwungene Ableitung bisweilen einseitig gefasst sind. Dem Ausdruck ist hier und da eine grössere Rundung in der Form zu wünschen; denn das Borstige und Abgerissene in den neueren dialektischen Darstellungen dürfte wohl schwerlich als Muster gelten können“.

Aber die Prüfung selbst, die zwar ebenfalls „ein unverkennbares Talent in allgemeiner und folgerechter Entwicklung der Begriffe“ erkennen liess, zeigte, dass „die positiven Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie mit dieser Fähigkeit keineswegs gleichen Schritt hielten“ und dass „dem Kandidaten die tiefere Einsicht in das mathematische Verfahren und somit die anschauliche Kenntnis mehrerer logischen Beziehungen“ fehle, so dass es von dieser einen Seite her bedenklich erschien, ihm den propädeutischen Unterricht in der Philosophie und die Leitung der deutschen Aufsätze in den obersten Klassen zu übertragen, da der Lehrer den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Schüler unbedingt beherrschen müsse. Auch die dritte, noch nachträglich abgehaltene Probelektion „über den Begriff und Brauch der deutschen Konjunktionen“ fiel ebenfalls nicht nach Wunsch aus. „Wenn auch,“ sagt Trendelenburg, „der Kandidat sich bestrebt hatte, den Gegenstand philosophisch zu durchdringen, so hinderten ihn doch an einer freien und natürlichen Auffassung vorgefasste philosophische Formeln, die er dem Gegenstande willkürlich anpasste. Er überlieferte den Schülern gemachte und zum Teil gezwängte Unterschiede und wusste nicht, die Begriffe natürlich und lebendig in den Schülern selbst zu entwickeln, die das Gekünstelte mancher Gedankenbestimmungen sichtlich verwirrte.“ Alles in allem

glaubte Trendelenburg, dass, wenn der Kandidat diesen beiden Mängeln, in der Geschichte der Philosophie und in der Mathematik, abhülfe, sich von ihm in den beiden Disciplinen, Deutsch und Philosophie, nützliche Leistungen erwarten liessen. Vor allem erinnerte er daran, „durch ein besonnenes Studium der Quellen die namhaften Lücken zu füllen, damit die philosophische Richtung seines Gedankenganges einen festen Boden gewinne“. Der letzte Gegenstand der Prüfung umfasste die alten Sprachen und wieder war Meineke der Examinator. Hatte er über die Thucydides-Uebersetzung ein annehmbares Urteil gefällt – er bezeichnete sie als klar, einfach und fließend, mit Fleiss und grammatischer Genauigkeit ausgeführt, ohne gelehrt zu sein – so war er mit der Horazlektion weniger zufrieden. Obwohl er dem Kandidaten das eigene Verständnis der Stelle zugestand, tadelte er doch die geringe dialektische Geschicklichkeit und den geringen Grad von Methode und Fähigkeit, den Schülern den Sinn des Schriftstellers zu eröffnen, sowie das Matte und Einschläfernde der Vortragsweise. Auch in der mündlichen Prüfung vermisste er noch den Umfang und die Gediegenheit grammatischer Kenntnisse, die für den Unterricht in den obersten Klassen des Gymnasiums qualifizieren könnten, und gab nur zu, dass die lateinische Sprache schriftlich wie mündlich mit löblicher Fertigkeit gehandhabt werde. Alle diese Urteile wurden noch einmal in dem Prüfungszeugnis zusammen- [335] gefasst, in welchem dem Kandidaten die bedingte facultas docendi feierlichst erteilt wurde. Das Resultat war zwar nicht glänzend, aber immerhin zufriedenstellend und berechtigte den Kandidaten, an dessen hervorragender Begabung keiner der Examinatoren Zweifel hegte, ohne Nachexamen zur festen Anstellung. Letztere hat er nie erlangt. Damit hatte es folgende Bewandnis: Sobald als möglich nach bestandnem Staatsexamen meldete sich der Schulamtskandidat Caspar Schmidt zur Absolvierung seines pädagogischen Probejahres und zwar wählte er hierzu die Königliche Realschule in Berlin (jetzt Kaiser Wilhelm-Realgymnasium), deren Direktor Spilleke damals zugleich Direktor des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums und der Elisabeth-Schule war. Derselbe suchte beim Provinzial-Schulkollegium die Genehmigung zur Beschäftigung des Probekandidaten Schmidt nach. Diese wurde erteilt, und Schmidt übernahm Ostern 1835 den achtstündigen lateinischen Unterricht in der Unterquarta. Bei der Wahl einer realistischen Anstalt reizte es den in humanistischen Studien Aufgewachsenen, die andere Seite der Bildung an der Quelle kennen zu lernen. Den genannten Unter-



richt setzte er, nachdem er sein Probejahr absolviert hatte, „aus Liebe zur Anstalt und zur Sache“ noch ein halbes Jahr, bis zum Herbst 1836, fort. Dann schied er von der Schule, der er anderthalb Jahre lang einen Teil seiner Kraft unentgeltlich gewidmet hatte. Den nächsten Winter (1836/7) füllte er mit Privatstudien aus und erst am 4. März 1837 bewirbt er sich bei dem „Königlichen hochwürdigen Schulkollegium der Provinz Brandenburg“ um eine Anstellung gegen Remuneration. Nachdem er dargetan hatte, dass er bisher nicht gewagt habe, um „hochgeneigte Berücksichtigung“ anzugehen, weil er es für seine Pflicht gehalten habe, ausser der Zeit seines Probejahres noch einige Zeit dazu zu verwenden, „die Lücken, welche bei seinem Examen noch in philologischer und philosophischer Hinsicht sichtbar waren, mit möglichster Gewissenhaftigkeit auszufüllen“, jetzt aber „diesen Mängeln begegnet zu sein“ glaube, fügte er hinzu, seine dermalige Lage gestatte es ihm nicht mehr, ohne Bewerbung um einen Berufskreis auch noch für längere Zeit auszusetzen, und schliesst mit der Versicherung, dass er indessen entschlossen sei, seine von Berufspflichten freie Zeit zur Verbesserung seiner Kenntnisse in Mathematik und im Hebräischen zu verwenden.

Auf dieses ernste, ehrliche, von seiner Selbstzucht so beredt sprechende Schreiben wurde er am 16. März kurzer Hand dahin beschieden, dass sich für jetzt keine Gelegenheit zur Anstellung oder Beschäftigung biete; „wegen der letzteren“ habe er sich übrigens an die Gymnasialdirektoren zu wenden. Dreissig Jahre alt, sieht der Mann ein, dass alles ernste Bemühen und alle gediegenen Kenntnisse ihm nicht einmal zu einer Anstellung verhelfen können, in der er sein Brot findet. Voll stolzen Unabhängigkeitssinnes hält er es unter seiner Würde, von einem Gymnasialdirektor zum andern zu laufen, und nimmt eine sich ihm darbietende Stellung an der Gropiusschen „Lehr- und Erziehungsanstalt für höhere Töchter“ an. Sechs Jahre lang wirkte er an dieser höheren Töchterschule, bis er, wie oben erwähnt, vor Erscheinen seines Lebenswerkes, um dem unvermeidlichen Konflikt mit der Schulbehörde zu entgehen, seinen Abschied nimmt. Ueber die Zeit seiner Tätigkeit als Mädchenschullehrer ist wenig zu berichten. Wegen seines bescheidenen Wesens und seines anregenden Unterrichts erfreute er sich bei den Kolleginnen wie Schülerinnen allgemeiner Beliebtheit. Als er in den höheren Lehrerberuf eintrat, waren die Aussichten äusserst ungünstige, etwa denen vor 2 Dezennien vergleichbar, Verhältnisse, von denen die gegenwärtigen Kandidaten glücklicher Weise keine Ahnung haben, und

die hoffentlich nie wiederkehren werden. Während Stirners Mädchenschullehrertätigkeit besserten sich die Chancen. Er aber hatte endgültig auf den Staatsdienst verzichtet und schlug alle lockenden Anerbietungen aus. Irdische Güter erschienen ihm gering gegenüber der Befriedigung seines geistigen Ich. Mit Stolz kann der höhere Lehrerstand Deutschlands Johann Caspar Schmidt alias Stirner, der sich bis an sein Lebensende als Gymnasiallehrer dem Stande nach bezeichnete, als unerschrockenen, um alle äusseren Vor- oder Nachteile unbekümmerten Streiter auf dem Schlachtfelde, wo die höchsten geistigen Kämpfe ausgefochten werden, zu den Seinen zu rechnen. Dr. Carpin, Charlottenburg.

Carpin, Dr.: Des Philosophen Max Stirner philologisches Staatsexamen und Lehrerlaufbahn. *In*: Korrespondenzblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand. Gelsenkirchen 1906. *Über Stirner*: pp. 331-335.

\* \* \*

„Jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Auch an Stirner rächt sich eine Schuld, so daß er in den letzten Jahren unstät und flüchtig von einer Wohnung zur anderen seine Zuflucht nahm. Indes lastete keinerlei moralisches Schuldbewußtsein auf dem genialen Denker mit dem harmlos kindlichen Gemüt, sondern eine Schuld im eigentlichen Sinne des Wortes, eingeleitet durch folgendes *Inserat*, das in der Vossischen Zeitung im Sommer 1846 erschien:

Ich sehe mich in die Notwendigkeit versetzt, ein

**Darlehen von 600 Thalern**

aufnehmen zu müssen, und bitte deshalb Einen oder Mehrere, wenn sie zusammenschießen wollen, mir dasselbe auf 5 Jahre zu gewähren, wenn sie mir persönlichen Credit zu geben geneigt sind.“

**Max Stirner.**

Wahrscheinlich erhielt er diese für seine Verhältnisse große Summe geborgt, konnte sie am Verfalltage nicht zurückzahlen und mußte sich nun scheu vor den Häschern verbergen. Denn jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, in die bekanntermaßen erst Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts abgeschaffte *Schuldhaft* abgeführt zu werden. In der Tat hat ihn mehrfach dieses Schicksal ereilt; im ganzen hat er etwa drei Monate abschnittsweise auf Kosten seines Gläubigers diese eigenartige Haft, welche manchem hartnäckigen Schuldner gar nicht unangenehm gewesen sein soll, genossen. Stirner, der 1844 aus Gewissensbedenken die bis dahin innegehabte Lehrerstelung an einer höheren Mädchenschule aufgegeben hatte und seitdem in ärmlichen Verhältnissen lebte, war für seine Person bescheiden und anspruchslos. Unter seinen Freunden war seine Bedürfnislosigkeit fast sprichwörtlich geworden. Er kannte nur einen Genuß: den einer guten *Zigarre*.

Ganz anders geartet war Stirners zweite *Frau*, des Einzigen einziges Liebchen, Marie *Dähnhardt* mit Mädchennamen, die vor einigen Jahren als hochbetagte, bigotte Matrone – sie war zum katholischen Glauben übergetreten – in London verstorben ist. Während Stirners erste Frau, aus dem einfachen Bürgerstande hervorgegangen, als Tochter einer Hebamme (bei der ihr späterer Mann mehrere Jahre lang gewohnt hatte) schlicht und einfach im Wesen war, war Marie Dähnhardt, die Stirners Lebensweg kreuzte, nachdem seine erste Frau nach kurzer Ehe im Wochenbett verstorben war, ganz das Gegenteil: äußerst burschikos, mit einem Worte: die „Emanzipierte“

aus den der 48er Revolution unmittelbar vorangehenden Jahren, ein Typus, der in den damals massenhaft entstandenen Klubs keineswegs so selten war, wie man heute vielleicht anzunehmen geneigt ist. Stirner lernte seine Frau in der von *Gottschall*, *Guido Weiß*, *Fontane* u. a. öfters geschilderten Gesellschaft der „Freien“ kennen, deren Haupt der damals religiös und politisch radikale, später reaktionäre Bruno *Bauer* war. Hier rauchte Marie Dähnhardt, trank, spielte Billard mit den Männern um die Wette, machte überhaupt alle tollen Streiche, auch die gewagtesten, mit. Auf die Dauer konnten sich zwei so grundverschiedene Naturen nicht vertragen, um so mehr als Marie Dähnhardt-Schmidt, die im Grunde genommen nur ein oberflächlich angelegtes Geschöpf, während ihr Gatte eine sensible, verinnerlichte Natur war, als wohlhabende mecklenburgische Apothekerstochter sich an ein mit Entbehrungen verknüpftes Leben nicht gewöhnen konnte. So trennte man sich denn nach einigen Jahren ehelichen Zusammenlebens. Wahrscheinlich hatte Marie ihren Mann nur als Tagesberühmtheit, die er damals vorübergehend war, geheiratet. Mit dem Erlassen seines Ruhmes, für den er, jeder Reklame abhold, nicht das Geringste tat, erlosch auch bei ihr jegliches Interesse für ihren Mann. Gegen Ende ihres Lebens tat sie den Ausspruch, sie habe ihren Mann niemals geliebt, oder auch nur geachtet.

Von den weiteren Lebensschicksalen dieser Frau interessiert noch die Tatsache, daß sie vorübergehend die Geliebte des Leutnant *Techow* war, bekannt durch den Berliner Zeughaussturm und die während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs spielende Begnadigungsaffaire. Bismarck vereitelte damals die Rückkehr des in Zürich weilenden politischen Flüchtlings und ließ sogar nach 40 Jahren gegen den „militärischen Aufrührer“ im „Reichsanzeiger“ den *Steckbrief* erneuern.

Stirners fast ganz eingesunkenes *Grab* auf dem Berliner Sophien-Kirchhof restauriert und mit einem würdigen Grabstein versehen zu haben, ist ein Verdienst seines Biographen, des deutschen Schriftstellers schottischer Herkunft John Henry *Mackay*. Den Hauptteil zur Ausschmückung der letzten Ruhestätte des als „Kommissionär und Agent“ verstorbenen Philosophen und Nationalökonomens hat kein geringerer beigesteuert als – *Hans v. Bülow*, der große Künstler, der ja, wie bekannt, auch *Lassalle* nahe gestanden hatte. Er hat Stirners Namen auch in seiner berühmten „Eroica“-Rede den Tribut der Bewunderung gezollt. Heute schmückt das Grab Stirners eine prächtige

Granitplatte, die in goldenen Lettern nichts weiter enthält als das Pseudonym des hier ruhenden Mannes: *Max Stirner*.

Carpin, J.: *Stirneriana*. In: Frankfurter Zeitung und Handelsblatt. Nr. 32. 1906

\* \* \*

Die unleugbare Verwandtschaft, die er mit Friedrich Nietzsche hat, war der Anlaß, daß der Name Max Stirner und sein Werk „Der Einzige und sein Eigentum“ wieder in die Debatte gezogen wurde. Ein Dichter, welcher den Modernen zugezählt wird, John Henry Mackay, gab seine Biographie heraus, nachdem er mit großem Fleiß alles Material gesammelt, das nicht bequem zutage lag; es galt in den alten Jahrgängen der Zeitungen und Journale herumzustöbern und die Erinnerungen einiger Zeitgenossen zusammenzusuchen. Es war dies keine leichte Mühe; bei der unscheinbaren Existenz, welche der Philosoph führte, war er nur mit wenigen Sterblichen in Berührung gekommen, und von diesen wiederum hatte eine nicht geringe Zahl bereits das Zeitliche gesegnet. Max Stirners Werk wurde indes dem heutigen Geschlecht durch Reklams Universalbibliothek wieder näher gerückt. Die Anarchisten aus der Schule Proudhons, nicht diejenigen, die mit Sprengbomben operieren, haben in dem „Einzigen und sein Eigentum“ ihr Evangelium gefunden: den Anhängern Nietzsches ist der immerhin bedeutende Vorgänger unwillkommen. Ob Nietzsche ihn gekannt, wissen wir nicht; er selbst schweigt sich darüber aus; doch läßt sich unschwer eine Gedankenharmonie zusammenstellen.

Ich selbst macht die Bekanntschaft Max Stirners in Berlin im Jahre 1844, als ich des Königs Rock trug, in der Kaserne der Neuschäteller in der Köpenickerstraße exerzierte und mit den Gardeschützen und ihren französischen Offizieren in der waldigen Umgebung Berlins herumpatrouillierte. Max Stirner, der im bürgerlichen Leben den Namen Kaspar Schmidt führte und seines Zeichens Oberlehrer außer Dienst war, gehörte nicht zu den genialen Stürmern und Drängern, welche die Welt auf den Kopf stellen; er war ein ruhiger, stiller Mann von jener Bescheidenheit, die sich für einen stellenlosen Privatgelehrten ziemt; er war auch in der Unterhaltung kein Feuerwerker des Esprit wie Nietzsche; er war weder ein angenehmer Plauderer noch ein selbstgefälliger Redner, der sich mit seiner Weisheit in den Vordergrund drängte und mit apostolischem Eifer andere Leute zu bekehren suchte; er sprach gelassen seine Ueberzeugungen aus, deren Folgerichtigkeit ihm so fest zu stehen schien, daß ihnen kein Widerspruch etwas anhaben konnte. Er war ein einsamer Denker und ließ sich auch von den Anlockungen der bewegten vormärzlichen Epoche, die den Ruhm so verschwenderisch allen Bewegungsmännern ausstreute, nicht bestimmen, aus seiner philosophischen Einsamkeit herauszutreten. Sein Hauptwerk genügte ihm; er hatte sein

ganzes geistiges Eigentum darin niedergelegt. Er war nichts weniger als produktiv; er war kein Journalist: er hatte kein geistiges Kleingeld zu verausgaben.

Dies hatte indes eine bedenkliche Schattenseite; es haperte mit dem Finanzetat, den der tägliche Haushalt verlangte. Da mußte Hilfe geschafft werden, und der Philosoph verfiel auf ein merkwürdiges Auskunftsmittel. Er mochte aus den Zeiten, wo ihm noch der Schulstaub auf die Brust fiel, sich jener mythologischen Scherze erinnern, die sich an die Sage von der Ziege Amalthea knüpften. Er schaffte sich eine Zahl Ziegen an und eröffnete ein Milchgeschäft, bei welchem ihm seine Gattin, Marie Dähnhard, in den Kreisen der Berliner Freien Marius Dähnhardius genannt, hilfreich zur Seite stand. Wie oft habe ich in dem sehr geräumigen Salon der Stirnerschen Wohnung den Beratungen über den Absatz dieser Ziegenmilch beigeohnt, die wie alle Waren, womit die Sterblichen Handel treiben, einen sehr schwankenden Gewinn abwarf. Da gab es gute und schlechte Zeiten, da gab es allerlei Mißgeschick im Ziegenstall. Der Philosoph bewahrte auch als geschäftlicher Unternehmer die Seelenruhe, welche dem Denker zukommt, der die ganze Welt auf der Spitze seines „unsagbaren“ Ich balanziert, aber Marius Dähnhardius trug ihr Weh nicht mit derselben Resignation, sondern brach in lebhafte Klagen aus, wenn durch irgend einen Unfall Ziegenmilch verschüttet worden war, wenn die Produzentinnen in ihren Leistungen erlahmten oder wenn durch ungünstige Konjunkturen der Preis herabgedrückt wurde. Auch die leidige Konkurrenz machte zu schaffen. Denn so wenig Gebirgsweiden die Umgebung von Berlin bietet, so tauchten doch auch andere Ziegenkolonien auf, und wer konnte wissen, ob nicht auch Angora- und Kaschmirziegen die bescheidenen Geißen des Philosophen in den Hintergrund drängen würden. Freilich nicht immer drehte sich das Gespräch um diese Spekulation des Philosophen, die mit derjenigen von Kant, Fichte und Schelling nichts gemein hatte. Wenn ich mit dem Stirnerschen Ehepaar durch den Tiergarten spazieren ging, so sprachen wir doch auf öfters von dem „Einzigen und seinem Eigentum“, von dem Ich, das keiner Idee, keinem höheren Wesen mehr dient, auch keinem Menschen mehr dient, sondern nur sich selbst. Ich mußte freilich, wenn ich dabei den Blick auf meine Unteroffizierstreffen richtete, an meinen „Dienst“ in der Kaserne denken, und mein allmächtiges Ich schrumpfte bedenklich zusammen.

Die Abende brachte Stirner mit seiner Frau sehr oft im Verein der „Freien“ zu, in welchem die vorgeschrittensten Geister deutscher Nation in der preußischen Hauptstadt, durch welche der erste Meridian der europäischen Intelligenz ging, sich zu versammeln pflegten. Es war natürlich nur ein kleines Häuflein; denn die große Menge konnte doch nicht Schritt halten mit diesen Siebenmeilenstiefeln des geistigen Fortschrittes, welche die absolute Kritik der Gebrüder Bauer angezogen hatte, denn da wurde eine Schranke nach der anderen niedergerissen und die politischen Demagogen als sehr rückständige Leute betrachtet. Auch waren die Vereinslokale keineswegs durch Luxus und teure Preise ausgezeichnet; denn mit dem Broterwerb dieser Herren, die sich doch nicht so weit herablassen konnten, an den gewöhnlichen Journalen mitzuarbeiten, welche der großen Menge die verwerfliche Alltagskost boten, war es schlecht genug bestellt. Das Vereinslokal war daher die eine oder die andere subalterne Kneipe; denn es fand ein häufiger Wechsel und Umzug statt; konservativ waren diese Freien nicht, auch nicht in ihren Lebensgewohnheiten, und bisweilen war auch das Bier schlecht geworden, und der Wirt machte ein saures Gesicht, wenn diese „Prinzen aus Genieland“ zu oft Kredit begehrten. Lebhaft genug ging es bei diesen Debatten zu. Max Stirner war mehr ein aufmerksamer Hörer als ein sich vordrängender Sprecher. Für ihn gab es hier auch keinen Streit, denn alle, die sich hier versammelten, gehörten zu seiner Gemeinde: da gab es keine Gespenstergläubigen; sie alle waren aus dem Traume von Jahrtausenden erwacht, hatten sich die Augen gerieben, die düsteren und bunten Nebelbilder erkannt, die sie geängstigt, die fremden Mächte, die früher ihre Anbetung verlangt, die kategorischen Imperative, die sie gequält; mit einem Rucke hatten sie das alles von der Seele geschüttelt, wie es in dem Evangelium Max Stirners verlangt wird. Der stille Denker war frei von jeder Renommee, die im Verein der Freien eine große Rolle spielte. Da war besonders der junge Edgar Bauer von herausfordernder Keckheit; er hatte in seinen Schriften die Liberalen arg zerzaust, und renommierte mit seinen Siegen wie ein Indianerhäuptling mit den Skalpen der erschlagenen Feinde. Dazu kam ein frivoler Ton, der mit den Liebschaften von der Gasse prahlte und gelegentlich von Zynismen übersprudelte; ja, selbst sein ernster und tiefgelahrter Bruder Bruno Bauer, der Extheolog, dem die Fakultät in Bonn die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte, machte gern aus dem Himmel der Synoptiker, in dem sich seine Gelehrsamkeit heimisch fühlte, einen Luzifersturz in die



Sümpfe der Trivialität, und fuhr mit irgend einem Kraftwort dazwischen, während Max Stirner sich niemals in solchen Zweideutigkeiten und Eindeutigkeiten erging, sondern stets eine vornehme Reserve wahrte. Einig aber war er mit den Bauern in der Verachtung des Herdenviehs, wie später Nietzsche die große Menge getauft hatte.

Gottschall, Rudolf von: Erinnerungen an Max Stirner. *In*: Leipziger Tageblatt. Nr. 34. (5. Beilage). Sonntag, 3. Febr. 1907.